

(Nachdruck verboten.)

77) Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„Meine Zähne müssen schlecht werden, Nancy,“ meinte Pete. „Sie waren so milchweiß und makellos wie Negerzähne. Jetzt kann ich das Essen kaum mehr kauen. Was schadet das aber? Abends hab' ich gar keinen Appetit, und das ist ein Trost. Man braucht nur hungrig schlafen zu gehen, Nancy, wenn man mit gutem Appetit fürs Frühstück aufstehen will. Und dann die herrlichen Träume, Mädchen. Himmlische Güte, was für Mittagessen, Feste und Banketter giebt's dann im Traum! Wenn man sich dagegen vor Schlafengehen den Leib wie ein Bürgermeister anfüllt, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß irgend ein Teufel die Nacht hindurch einem auf der Brust sitzt und man träumt, daß man schier verschmachtet nach einem Trunk Wasser. Ja, der Schlaf ist ein echter Volksbeglücker. Er bringt alles wieder ins Gleich.“

Weihnachten kam heran, die Dienstboten rühmten sich der Geschenke, die sie von ihrer Herrschaft erhielten, und Pete dachte an Nancy.

„Nancy,“ sagte er, „man sagt mir, daß Viza-Billy-ny-Claw zwanzig Pfund jährlich in ihrer neuen Stelle zu Douglas bekommt. Sie kocht aber nicht halb so gut wie Sie. Die Kleine soll Ihnen nicht im Wege stehen. Die wird jetzt ein großes Mädchen, und ich kann sie in der Robbie mit hinaus nehmen und auf dem niedrigen Deck fest anbinden; wenn ich ihr dann eine Schweinsblase zum Spielen gebe, wird sie sich schon die Zeit vertreiben. Verstanden?“

Nancy sah ihn an, und er schlug vor ihr die Augen nieder.

„Wollen Sie mich gern los sein, Pete?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Da ist mein schwarzes Kleid — ich kann es gut verkaufen — hab' es nie wieder getragen, seit ich den Sonntag, nachdem wir die Nachricht von Kitty erhielten, mit Grannie in der Kirche war. Und ich bin auch kein großer Esser, Pete — bin's nie gewesen, das müssen Sie mir zugestehen. Ein Stück Brot und ein bißchen Käse zu Mittag, wenn Sie aus sind und fischen; etwas Besseres verlang' ich nicht...“

„Schweigen Sie still, Mädchen,“ rief Pete. „Schweigen Sie still, sonst bricht mir das Herz. Ich kenne den Reichtum und kenne die Armut. Beides hab' ich versucht und bin zufrieden.“

II.

Inzwischen stieg Philipp in Douglas von Erfolg zu Erfolg, von einer Ehrenstelle zur andern empor. Er mochte vornehmen, was er wollte, alles wurde ihm zum Besten angerechnet. Als er nach dem Verschwinden Rätches wieder zu sich kam, war sein Herz ein wüstes Feld, ein ausgebrannter Höllenkrater mit schwarzer Asche und Schlacken bedeckt, der gesunde Boden aber lag darunter. Trotz ihrer ausdrücklichen Bitte ging er daran, sie aufzusuchen. Was ihn dazu trieb und dabei unterstützte, war noch etwas andres als Liebe, Mitleid und Reue. Er bedurfte ihrer zu seiner Auferstehung, zu seiner Wiedergeburt. So durchforschte er denn die elendsten Stadtteile, jeden Schlupfwinkel im alten Douglas, und man glaubte, er thäte dies aus Teilnahme für die Armen.

Eine ansteckende Krankheit brach auf der Insel aus, und während der nun folgenden Schreckenszeit verließ mancher Wohlhabende die Heimat, um nach England hinüber zu gehen, viele Arme flüchteten in die Berge, und selbst mehrere Ärzte suchten ihr Heil in der Flucht. Philipp aber erwarb sich allgemeine Anerkennung und erntete hohen Ruhm wegen seines persönlichen Mutes und seiner Geistesgegenwart. Er ließ vorschriftsmäßige Aufzeichnungen machen, ordnete eine Quarantäne an und befohl, alle zu untersuchen, die nach der Insel kamen oder diese verließen. Tag für Tag ging er von Haus zu Haus, von Spital zu Spital, von Bezirk zu Bezirk. Keine Gefahr schreckte ihn; er schien jeden einzelnen Fall im Auge zu behalten. Und doch suchte er nur nach Rätche; er wollte sich nur versichern, daß sie kein Opfer der Pest geworden, nur Gewißheit darüber haben, daß sie weder zurückgekommen noch fortgegangen sei. Aber die Menge, welche Philipps Thaten sah, ward von dem göttlichen Wahn ergriffen, in den das Volk verfiel,

wenn sein Herz gerührt wird. Man verehrte und liebte den Deemster; er war der Abgott der Armen; fast jedes Verdienst anderer wurde über den Glanz seines Ruhmes vergessen; kein Ausschuß glaubte ohne ihn bestehen zu können; keine Liste war vollständig, wenn sie nicht seinen Namen enthielt.

Philipp schämte sich über alle diese Ehre, aber er hatte nicht den Mut, sie zurückzuweisen. Als die Epidemie erlosch, hatte er sich überzeugt, daß ihm Rätche auf immer verloren war, daß sie tot sein mußte. Damit war seinem Leben der einzige Halt genommen und seine Hoffnung auf eine sittliche Wiedergeburt vernichtet. Er konnte ohne sie nichts thun, als den Weg weiter verfolgen, den er bisher gegangen war. Wollte er jetzt noch versuchen, ein neuer Mensch zu werden, so hätte das nicht mehr Wert gehabt als eine Befehung auf dem Totenbette; es hieß den Freuden des Lebens entsagen, nachdem diese selbst ihm den Rücken gekehrt hatten.

Um diese Zeit ward der alte Deemster plötzlich von einer Lähmung befallen, und Philipp erhielt den Auftrag, die Pflichten seines Amtsgenossen gleichfalls zu versehen. Daraus folgte zunächst, daß alle Sitzungen des Deemstergerichts in Castletown abgehalten wurden, so daß er nur selten nach Ramsey kam. Er verbrachte die Tage im Schlosse, das als Gerichtsgebäude diente, und die Nächte zu Hause. Sein blondes Haar wurde vor der Zeit weiß und sein Gesicht sah mehr und mehr wie das eines Mannes aus, der eben vom Fieber genesen ist.

„Er studiert zu viel,“ sagte die Welt und beugte das Haupt nur um so tiefer vor ihm.

Doch wunderte man sich im allgemeinen noch mehr über seine Schwermut als über seine Gelehrsamkeit. Um die Neugierde der Leute nicht zu reizen, fing er an, sich ein wenig an dem geselligen Leben der Insel zu beteiligen und mit der Zeit auch den gesellschaftlichen Pflichten seiner amtlichen Stellung nachzukommen. Am Weihnachtabend fand großer Empfang in seinem Hause in der Atholstraße statt. Er hatte kaum überlegt, wie sehr ihn das in seinen zärtlichsten Erinnerungen verletzen würde. Dieselben Zimmer, welche Rätche innegehabt, wurden jetzt den Damen eingeräumt, die seine Gäste waren. Den ganzen Nachmittag über war das Gedränge sehr groß und der Wirt der anziehende Mittelpunkt des Ganzen. Er war auch eine höchst fesselnde Erscheinung — so jung und doch schon so hochgestellt; so schweigsam und doch ein so vorzüglicher Redner; und wie hübsch er aussah mit seinem ergrauenden Kopf und dem Lächeln, daß einem scheidenden Sonnenblick glich.

Als der Empfangsabend zur Hälfte vorüber war, erhielt Philipp einen Brief aus Ramsey, der wie ein Schrei aus blutendem Herzen kam.

„Meine Kleine ist krank, sie sagen, das sie sterben wird. Kom um Gottes willen zu mir. Piet.“

Es fing an zu schneien an, als die Gäste sich entfernten. Als die letzten fort gingen, schlug die Uhr auf dem Schreibtisch sechs, und es war ganz finster. Um acht Uhr war Philipp im Ulmenhaus.

III.

Pete saß am Fuße der Treppe, ungewaschen, ungekämmt, die Kleider nur halb zugeknöpft und die Schuhe nicht zugebunden.

„Phil!“ rief er und sprang auf, faßte Philipp bei beiden Händen und brach in Schlußzügen aus wie ein Kind.

Sie gingen zusammen hinauf. Das Schlafzimmer war mit Dampf angefüllt, und die Gestalten zweier Frauen bewegten sich darin wie im Nebel.

„Da ist es, das Herzblatt,“ rief Pete kläglich. Das Kind lag ausgestreckt auf Grannies Schoße und gab kein Zeichen von Bewußtsein, nur das hohle, keuchende Atmen der Bronchitisranken verriet, daß noch nicht alles Leben entflohen war.

Philipp ward von einer eigentümlichen Gemütsbewegung ergriffen. Er setzte sich auf den Bettrand und sah nieder auf das Kind. Das kleine Gesicht mit dem zuckenden Mund und den schmalen Nasenlöchern, die bei jedem Atemzug erbeben, hatte es von Rätche. Das Köpfchen mit der runden Stirn und dem von den Schläfen zurückgestrichenen Haar stammte von ihm. Mit Ueberraschung empfand er, wie sein Herz geheimnisvoll klopfte, eine große Zärtlichkeit, eine innige Seh-

sucht, wie er sie bisher noch nie gefühlt, war in seiner Brust erwacht. Er hätte neben dem Kinde niederknien mögen, um es in die Arme zu nehmen, es an sich zu ziehen, es zu lieblosen, es sein eigen zu nennen, seinem Schmerz und seiner Liebe irgendwelchen Ausdruck zu geben, sei es auch nur in unverständigen Lauten, die sich ihm auf die Rippen drängten. Allein ein anderer kniete schon da, und trotz seines eifersüchtigen Verlangens ward ihm klar, daß seine leidenschaftliche Angst hier verstummen mußte.

Pete streichelte den Arm und die Stirne des Kindes, das Grannie im Schoße hielt, mit rührender Zärtlichkeit. „Der süße Engel! — Ihr ist jetzt leichter, nicht wahr, Grannie? Ruhiger ist sie jedenfalls. Sie hustet nicht mehr so sehr, wie?“

Der Arzt kam gerade hinzu, und Cäsar trat hinter ihm ein mit einem Gesicht, wie ein Leichenbitter.

„Sehen Sie, Doktor,“ rief Pete, „wie ruhig Ihre kleine Patientin daliegt; seit länger als einer Stunde hat sie fast gar nicht gehustet.“

„Hm!“ sagte der Arzt mit unheilverkündender Miene. Er untersuchte das Kind, stellte einige Fragen an Grannie, gab Nancy mehrere Vorschriften und richtete sich dann mit einem Seufzer in die Höhe.

„Nun, wir haben alles gethan, was in unsren Kräften stand,“ sagte er. „Wenn das Kind die Nacht überlebt, so kann es dabonkommen.“

„Ach Gott, ach Gott!“ riefen die Frauen und rangen die Hände. Philipp stieß einen leisen Schmerzensschrei aus; Pete aber, der schwer atmend die Kleine aufmerksam beobachtete und die Arme über sie ausbreitete, als ob er sie gegen Krankheit, gegen Tod und den Himmel selbst schützen wollte, geriet jetzt ganz außer sich in seinem unendlichen Weh.

„Aber Doktor, bedenken Sie doch, was Sie reden,“ rief er. „Alle Welt hält Sie für einen gelehrten Mann; doch was Sie da sagen, hat weder Hand noch Fuß. Sehen Sie denn nicht, wie beflaglich das Kind jetzt schläft? Und habe ich Ihnen nicht gesagt, daß es seit einer Stunde so gut wie gar nicht gehustet hat? Glauben Sie, daß ein armer Teufel, wie ich, gar keinen Verstand hat?“

Der Doktor war nicht nur ein geduldiger, sondern auch ein verständiger Mann — er verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. Aber Cäsar, der Del auf die Wunde gießen wollte, ohne zu wissen, daß sein Del Vitriol war, sagte jetzt:

„Wenn es des Herrn Wille ist, so ist es sein Wille. Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern und auch die der Mütter. Gott sei ihnen gnädig.“

Da sprang Pete mit wütender Geberde auf.

„Sie lügen! lügen!“ rief er. „Gott straft den Unschuldigen nicht für den Schuldigen. Wenn er das thäte, wär' er kein guter Gott. Warum sollte er dies Kind da leiden und sterben lassen für die Sünde der Mutter? Oder auch für die seines Vaters? Zeigt mir einen Menschen, der so grausam wäre, und ich will ihm den Kopf an der Wand zerschmettern. — Ein Gotteslästerer — ich? Nein, Sie sind's, der ihn lästert. Gott ist gut, ist gerecht, ist im Himmel, Ihr aber macht aus ihm keinen Gott, sondern Ihr macht ihn schlechter, als es der schwärzeste Teufel der Hölle ist.“

Cäsar wendete sich entsetzt ab über Petes Nachlosigkeit. „Wenn der Herr nicht die Stadt erhält,“ sagte er im Weggehen, „so wacht der Wächter umsonst.“

Petes laute Stimme hatte das Kind geweckt. Es stieß einen kleinen Schrei aus und er war im Augenblick die Sanftmut selber. Die Frauen feuchteten der Kleinen die Lippen mit Gerstenwasser an und suchten ihr Klägliches Wimmern zu stillen.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte wig.

Die Männer, die Darwins Lehre weiter ausgebildet haben, die Hädel, Weismann, Hartwig sind auch in naturwissenschaftlichen Kreisen recht bekannt geworden. Dagegen dürfte ein so bedeutender Forscher wie Theodor Eimer nur wenigen bekannt sein. Er ist einer von denen, die die eigne Forschung dahin brächte, Darwins Selektionstheorie zu bekämpfen. Und er ist vielleicht der erste, der den Gedanken Lamards wieder angeknüpft, des großen Lamard, der die Abstammungslehre zum erstenmale sicher erkannte und sie in seiner Philosophie zoologische klar und unzweideutig aussprach. Lamard, der in neuester Zeit immer mehr zu Ehren kommt, hatte den Gebrauch und Nichtgebrauch von

Organen als die wesentliche Macht bezeichnet, die Tiere und Pflanzen umändert und dadurch zur Entstehung neuer Arten Veranlassung giebt. Auch Theodor Eimer billigt Darwins Ansicht nicht, daß von vielem Nichtpassenden, das im Kampf ums Dasein untergeht, nur einiges wenige erhalten bleibt, das zufällig passend ist. Er meint vielmehr, daß es eine gewisse Gesetzmäßigkeit, einen Zusammenhang geben müsse zwischen der neu entstehenden Form und den Verhältnissen, für die sie passen soll. Er nennt diese Entstehung nach der Richtung zu, die für den Organismus zweckmäßig ist, Orthogenese. Von Theodor Eimer ist nach seinem Tode ein neues großes Werk über das Skelett der Wirbeltiere (Leipzig, Engelmann 1901) erschienen. Es ist das der dritte Band seiner „Entstehung der Arten“. Er will hier zeigen, daß die Variation nicht zufällig und willkürlich nach verschiedenen Richtungen hin erfolgt, sondern daß sie in vollkommener Uebereinstimmung steht zu dem Milieu. Allerdings ist Eimer nie so weit gekommen, den Organismus als das Abbild, gewissermaßen das Negativ des Milieus aufzufassen, das Milieu als die Macht anzusehen, die rein mechanisch den Lebewesen die Formen aufdrückt, die es selber besitzt. Aber er zeigt doch, daß äußere Verhältnisse und Organismus in Wechselbeziehung stehen, daß die Formen sich nach den Verhältnissen richten — Klima, Nahrung und die Thätigkeit der Lebewesen selbst, also Gebrauch und Nichtgebrauch, sind es, welche die Richtung der Formveränderung bedingen. Das Skelett der Wirbeltiere ist nun ein äußerst günstiges Objekt für diese Betrachtungen. Denn kaum irgend ein Organismus scheint so plastisch, von jedem Druck der Verhältnisse beeinflusbar als das Knochengeriüst, das zudem wegen seiner verhältnismäßig einfachen Konstruktion leicht in der Bedeutung seiner Formen zu verstehen ist. Wenn so die Knochen eine zweckmäßige Form erhalten, so ist es selbstverständlich, daß diese neu erworbene Form sich weiter vererben muß. Es besteht noch heute ein unbegreiflicher Streit darüber, ob man die Vererbung neu erworbener Formen annehmen darf oder nicht. Mitunter scheint es, als ob auch das Natürlichste und Naheliegendste direkt deshalb verworfen würde, weil es das Natürlichste und Naheliegendste ist. Bei vielen Beispielen, die Eimer anführt, ist der Mechanismus der Formenentstehung ganz deutlich. Die Wirbelsäule ist die feste Achse, die den Körper der Wirbeltiere stützt, wo aber die einzelnen Teile des Körpers sich in ihren Funktionen genau absondern, da entsteht auch eine Gliederung der Wirbelsäule in Hals-, Brust-, Lenden-, Kreuz- und Schwanzstück. Eine Verkrümmung des Halses trat ein bei den Tieren, die im Wasser schwimmen und bei denen, die eine aufrechte Haltung haben, wie beim Affen und Menschen. Hier ist es der Druck gewesen, der umgestaltend wirkte, das Wasser, dessen Widerstand der sich fortbewegende Körper hatte, wirkten verkrümmend auf das Halsstück. Eine Dehnung des Halses trat ein, wo dieser die Funktionen des Armes übernehmen mußte oder wo die Nahrung von den Riesen gewaltsam herbeigezogen wird, also z. B. bei den Vögeln und bei der Giraffe. Auf dieselbe Weise ist auch der lange Schwanz bei vielen Tieren entstanden, der Greifschwanz bei den Affen, der Widelchwanz beim Widelbären.

Die Wirbel nehmen nach der Thätigkeit, der sie ausgesetzt sind, verschiedene Form an. Die Schwanzwirbel sind bei Wassertieren nicht drehrund, sondern seitlich abgeplattet, was der Bewegung des Schwanzes im Wasser entspricht. Wenn die Salamanderlarven aus dem Wasser steigen und zum Landleben übergehen, so werden die abgeplatteten Wirbel wieder drehrund. Interessant ist, daß Eimer keinen Zusammenhang der Rippen mit der Wirbelsäule annimmt, sondern jene als selbständige Knochenbildung, als eine Verknöcherung von bestimmten Bindegewebscheidenwänden, wie die Gräten der Fische ansieht. Auch den Kopf faßt er wieder als Wirbel, bezw. als Komplex von Wirbeln auf.

Am leichtesten lassen sich die Formen der Gliedmaßen als Resultat des Gebrauchs erklären. So sind die vorderen Gliedmaßen der grabenden und scharrenden Tiere in ganz spezifischer Weise umgebildet. Man denke nur an den Oberarmknochen des Maulwurfs, der bei diesem Tiere zu einer breiten, glatten Schaufel geworden ist. Je nachdem Tiere mit den Fingern oder mit dem ganzen Arm graben, je nach der Weise auch, in welcher sie graben und scharren, ist das Knochenystem des Armes zweckentsprechend umgebildet worden. Lang ist der Arm bei den Tieren geworden, die sich mit denselben auf Bäumen fortbewegen, so bei den Affen. Der Gibbon, der sich mit seinen Armen 12—13 Meter weit von Ast zu Ast schwingt, wobei diese durch die ganze Last des Körpers ausgedehnt werden, hat die längsten Vordergliedmaßen. Der Mensch hat weit kürzere Arme, bei ihm sind die Hintergliedmaßen mehr ausgebildet, weil sie anstatt der Arme die Bewegung von Ort zu Ort übernehmen haben. So enthält Eimers Buch noch eine reiche Zahl schöner Beispiele dafür, wie der Gebrauch, die äußeren Verhältnisse den Organen die Form gegeben haben.

In dasselbe Gebiet schlägt eine Arbeit von Döderlein in den zoologischen Jahrbüchern über die Erwerbung des Flugvermögens bei den Wirbeltieren. Döderlein ist der Meinung, daß alle Tiere, die fliegen können, von Klettertieren abstammen, und in ihren Flügeln nur eine mehr oder weniger größere Ausbildung des Fallschirmes besitzen, der aus den Hautfalten von Klettertieren hervorgegangen ist. Bei Tieren, die auf Bäumen umherkletterten und dabei von Ast zu Ast sprangen, konnten sich leicht beim Durchstreifen der Luft die Hautfalten aufblähen und

ausdehnen, die ja an verschiedenen Stellen des Körpers vorhanden sind. So brachte auch bei den Wassertieren das Durchstreichen des Körpers durch das nasse Element Schwimmhäute und Schwimmspalten hervor. Die vom Luftstrom betroffenen Flächen wurden durch die stete Anspannung gedehnt und vergrößert. Es entstanden dann richtige Flughäute, Fallschirme, die eine senkrecht abfallende Bewegung in eine horizontal gleitende umwandeln. Alle Tiere, die solche Fallschirme besitzen, können noch nicht eigentlich fliegen, sie müssen sich in die Höhe erheben, um dann von oben sich durch die Luft gleiten zu lassen. Die fliegenden Fische schnellen sich zu diesem Zwecke in die Höhe und lassen sich dann von ihrem Fallschirm langsam durch die Luft tragen. Die Landtiere klettern auf eine Erhöhung, einen Ast oder dergleichen und lassen sich von hier aus herabfallen. Bei den fliegenden Fischen besteht der Fallschirm in einer Vergrößerung der Flossen, beim fliegenden Frosch in Schwimmhäuten, die zwischen langen Zehen ausgepannt sind, bei den Säugetieren in großen Falten zwischen den Vorder- und Hinterbeinen. Die echten Flügel, vermittelt deren die Arme sich in der Luft frei bewegen können, sind nun nichts als höher ausgebildete Fallschirme. Das geht daraus hervor, daß alle die Tiere, die fliegen können, auch sehr gute Kletterer sind. Es giebt drei Gruppen von Wirbeltieren, die echte Flügel besitzen, die Fledermäuse, die ausgestorbenen Flugsaurier und die Vögel. Die Fledermäuse sind gute Kletterer, sie können sich mit ihren vorderen wie hinteren Gliedmaßen an Zweigen und Wänden fortbewegen. Bei den Flugsauriern weist die starke Ausbildung der Krallen an den Flugorganen auf Kletterfähigkeit hin. Auch bei den Vögeln giebt es Anhaltspunkte für die Annahme, daß sie früher gut klettern konnten. Der Vogel der Jurazeit, der Archaeopteryx, besitz an drei Fingern schlanke Krallen, und in Brasilien hat ein Vogel während des Jugendalters an den Flügeln Krallen, mit denen er klettert. Je besser freilich ein Tier seine Flügel benutzte, um so weniger bedurfte es noch der Kletterfähigkeit. So haben die meisten Vögel diese aufgegeben.

Es ist bei dem heutigen Stande der Wissenschaft natürlich nicht immer möglich, alle die Wechselbeziehungen zwischen Form und formenden Verhältnissen aufzuklären. Und so lange nicht überhaupt der ganze Mechanismus der Welt bekannt ist, könnten wir auch nicht hoffen, die Abhängigkeit aller organischen Formen vom Milieu zu beweisen.

Aber in der Biologie kann es keine streng mathematischen, sondern immer nur Wahrscheinlichkeitsbeweise geben. Darwin hatte für seine Lehre nur Wahrscheinlichkeitsbeweise. Nach den Forschungen der letzten Zeit vermehren sich aber die Dokumente dafür, daß die Lebewesen nicht nach beliebigem Mächtig, sondern regelmäßig oder vielmehr zweckmäßig variieren. Die äußeren Verhältnisse geben die Richtung an, nach denen sie variieren. Nun sind freilich noch viele Forscher geneigt, auch eine innere, von den Verhältnissen unbeeinflusste Entwicklungsrichtung anzunehmen. Es ist ja sicher, daß viele Formen von Organismen dieselben bleiben, wohin diese auch kommen. Es entstehen auch viele Formen, von denen man keinen Zusammenhang mit den äußeren Verhältnissen voraussetzt, weil diese scheinbar dieselben geblieben sind. Aber natürlich werden die äußeren Verhältnisse nicht jedes Lebewesen durchaus neu gestalten, sondern sie werden ihm nur die Formen verändern, die für sie nicht passend sind. Und dann können auf die Formenbildung auch Einflüsse einwirken, die wir nicht wahrnehmen, die aber trotzdem vorhanden sind. So macht zum Beispiel die Körpertemperatur des Menschen tägliche periodische Schwankungen durch, die, wie die neuesten Experimente von Benedikt und Ferguson („Pflügers Archiv für Physiologie“) zeigen, von allen äußeren Einflüssen unabhängig sind. Es wäre aber voreilig, dieses Beispiel für die Ansicht auszunutzen, daß die äußeren Verhältnisse nicht immer einen Einfluß auf den Organismus ausüben. Allerdings gelang es nicht, auch bei vollständiger Umkehrung der Lebensgewohnheiten eine dauernde oder wesentliche Veränderung der Temperaturkurve herbeizuführen. Beim normalen Menschen steigt nämlich die Temperatur am Morgen an, hat ein Maximum am Nachmittag, sinkt dann während der Nacht zu einem Minimum herab. Bei Menschen, die veruckshalber am Tage schlafen und die Nacht so verbrachten wie sonst den Tag, zeigte sich jedoch keine Verschiebung der Kurve, wenigstens war der Einfluß der umgekehrten Lebensweise nicht deutlich bemerkbar. Von der Nahrungsaufnahme und von äußeren Einflüssen während des Wachens hängt die Schwankung also nicht ab, damit ist aber noch nicht gesagt, daß es nicht doch äußere Einflüsse sind, welche die Temperaturkurve regulieren. Und selbst wenn diese heute nur noch von der inneren Organisation des Körpers abhängen, so muß man doch annehmen, daß die letztere auch durch die Einwirkungen der verschiedenen Milieus entstanden sein wird, in deren Baun sie sich im Laufe der Zeit befunden hat. Jedenfalls wird man hoffen können, die Entstehung der Arten, der organischen Formen am besten zu begreifen, wenn man diese als einen Abguß der formenden Verhältnisse auffaßt. —

Kleines Feuilleton.

P. Herr Gehrman. Der kleine villenähnliche Bau mit seinen zwei Stockwerken, seinen weißen Wänden und dem Balkon stach merkwürdig genug ab von seiner Umgebung. Alte, zum Teil baufällige Bauernhäuser mit windschiefen Giebeln und weitergeressenen

Mauern säumten im übrigen den großen rasenbewachsenen Platz in der Mitte des Dorfes.

Eine mächtige breitlästige Kastanie, unter welcher regellos einige rohgezimmerte Bänke standen, bildete den Mittelpunkt des Platzes. Nach der Hitze des Tages, wenn die Dämmerung kühl herüberwehte, sammelten die jungen Leute des Dorfes sich hier zur Feierabendrast, für fröhlicher Unterhaltung und scherzhaftem Spiel. Und am lustigsten war's immer, wenn der „Harmonika-Fritz“ seine gute Mühe auf hatte und, wie heute, sein mächtiges Instrument in Bewegung setzte. Dann kamen sie von allen Seiten des Dorfes herbei: die Burschen und Mädchen.

Auf dem Balkon der „Villa Gehrman“ hatte sich die Familie des Besitzers bequem gemacht. Der Hausherr passierte aus einer langen Pfeife und las die Abendzeitung, die Frau schälte Moßrübchen zum nächsten Mittagessen und Fräulein Lieschen, die Siebzehnjährige, stierte mit großer Andacht rote Monogramme in weiße Taschentücher.

„Daß es noch so etwas giebt, hätte ich doch nicht gedacht,“ sagte lächelnd Frau Gehrman und wegte das Messer am Schüsselrand.

„Was meinst Du, Mama?“ fragte Lieschen.

Die Frau wies mit dem Messer zur Kastanie hinüber und lachte: „Diese gräßliche Zieh-Harmonika! Und dann: die lustigen jungen Leute unter der blühenden Linde.“

„Es ist eine Kastanie, Mama. Und sie blüht auch nicht mehr.“

„Man sagt doch so. Jedenfalls: ich dachte, so etwas käme nur in den Romanen vor. In Wirklichkeit sehe ich das zum erstenmal.“

„Ja. Es ist reizend, Mamachen. Und so romantisch! Wie gut Du es getroffen hast, Papa. Gerade hier zu bauen. Mitten drin im Dorf.“

Der Hausherr ließ die Zeitung sinken: „Nicht wahr? Man sitzt hier wie ein kleiner König. Man wird geachtet, soviel habe ich in den wenigen Tagen schon gemerkt. Ein jeder zieht den Hut. Man gilt etwas. Nur in der Politik scheinen mir die Leute arg zurück zu sein.“ Er klopfte die Pfeife aus. „Aber auf die Dauer werden sie meinen Argumenten nicht widerstehen können. Diese harten Schadel hängen an ihren Vorurteilen mit einer Zähigkeit... ja! Dann gäbe es schließlich überhaupt keinen Fortschritt in der Welt! Ein freierer Zug muß da hinein! Kurz: es fehlt der rechte Mann.“

„Du mußt die geringe Bildung in Betracht ziehen, Erich“, sagte die Frau.

„Bildung hin, Bildung her!“ ärgerte sich der Hausherr. „Ein Vorurteil bleibt ein Vorurteil und muß energisch bekämpft werden. Daran krankt eben unser ganzes Leben!“

Frau Gehrman sah bewundernd zu ihm auf: „Wie Du das alles so sagen kannst! Ich glaube, Du hättest Minister werden müssen. Diese großen Fragen sind eigentlich Dein Feld.“

Gehrman stopfte sich eine neue Pfeife. „Man würde es vielleicht nicht dümmen machen wie andre.“ Und indem er ein Streichholz anzündete: „Ich würde vor allen Dingen leutselig sein. Das Kleinste beachten, freundlich mit dem Geringsten.“

Lieschen hatte inzwischen das Treiben unter'm Kastanienbaum beobachtet. Nun janzte sie auf, warf die Arbeit beiseite und lehnte sich über das Gitter des Balkons: „Seht doch! Jetzt tanzen sie gar!“

Der Harmonika-Fritz griff eine forsche Tanzmelodie. Die Mädchen wirbelten umher, daß die Röcke flogen. Die Burschen standen abseits, die Tanzenden betrachtend und ermunternd.

Lieschen wiegte taktmäßig den Kopf und zappelte mit den Beinen. „Darf ich ein wenig hintergehen, Mama?“

Die Mama sah auf den Papa: „Was meinst Du, Erich?“

„Meinetwegen,“ sagte der. „Aber halte Dich in einiger Entfernung.“

„Die Anna ist ja auch da!“ jubelte Lieschen und fauste die Treppe hinab.

„Hättest Du der Anna erlaubt? ...“ wandte sich Gehrman mit einiger Strenge zu seiner Gattin.

„Gott, Erich!“ erwiderte diese, „das Mädchen hat gestern bis tief in die Nacht und heute vom frühen Morgen an das Haus gereinigt, die Fenster gepuzt und in der Küche und im Garten gearbeitet, da dachte ich ...“

„Gut, gut,“ brummte der Hausherr und nahm eine bedenkliche Miene an: „Ich meine nur, man darf seine Bediensteten nicht übermüht werden lassen. Außerdem gefällt mir diese Vertraulichkeit zwischen unserer Tochter und der Anna nicht. Das führt zur Verwischung der gesellschaftlichen Grenzlinien; — gesellschaftlichen Grenzlinien,“ wiederholte er selbstgefällig.

Lieschen war Schritt für Schritt der Kastanie näher getückt. Gehrman behielt sie im Auge: „Sie steht schon wieder bei der Anna!“ murkte er. Plötzlich sprang er auf: „Da! Was habe ich gesagt!“ Die Pfeife schnellte wie ein Speiß empor.

Frau Gehrman fuhr so erschreckt auf, daß die Moßrübchen aus ihrer Schürze sprangen.

Lieschen hatte die Anna umgesehen und sie flogen nun im schönsten Walzertakt über den Rasen.

„Mein Gott, Erich! Was ist denn weiter dabei!“

Gehrman starrte seine Frau mit großen Augen an. „So! Na ja!“ Er lachte ärgerlich, schüttelte den Kopf und sog gewaltig an der erlöschenden Pfeife. „Was — ist — denn — weiter — dabei!“

„Na ja! Soeben habe ich Dir von der Verwischung der gesellschaft-

hchen Grenzlinien gesprochen! Aber so seid ihr Frauen. Ihr seht nichts. Unsereiner muß tiefer blicken!" Er nahm eine imponierende Haltung an und rief: "Lieschen!"

"Lieschen!" selbnderte die Mutter.

Aber Lieschen hörte nicht. Sie fühlte sich ungemein wohl in diesem lustigen, lebendigen Haufen und war auch dabei, als die ganze Mädchenchar nun eine Kette um die Kastanie bildete und die sämtlichen jungen Männer einschloß. Der uermüddliche Harmonika-Frig ließ eine sanfte Melodie erklingen. In wiegendem Schritt bewegte sich der Mädchenreigen um die Kastanie und Scherzworte flogen hin und her.

"Ich bin nur neugierig, was noch kommt!" murmelte Gehrmann.

Er brauchte nicht lange warten. Die Burschen zogen plötzlich die Jacken aus, drückten Hut oder Mütze jeder auf's Ohr und riefen: "Los, Frig!" Die Weise des Harmonikspielers ging urplötzlich in eine wilde Polka über und im nächsten Augenblick hatte jeder Bursche aufs Geratewohl ein Mädchen gefaßt und schwenkte es wie toll im Kreise herum.

Auch Lieschen war nicht leer ausgegangen. Ihr Lachen und Jauchzen tönte bis hier herüber.

Gehrmann war starr. "Unerhört!" murmelte er.

Seine Frau sah angstvoll auf ihn, der wie eine Statue mit schrecklichen Augen da stand.

Er löste sich den Gürtel des Schlafrocks. "Bringe mir meinen Ausgehrock, Hut und Stod. Vergiß nicht, den Rod zu bürteln."

Aber der Tanz war schon beendet und Lieschen stürmte mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen heran. "Ach, Papa, es ist herrlich hier!"

"Komm herauf, Lieschen," bat die Mutter.

"Ach, Mama, ein Augenblickchen noch!"

"Ich befehle Dir, heraufzukommen!" donnerte der Vater. "Und bringe die Anna mit."

Er ging mit großen Schritten auf dem Balkon hin und her, suchte einige Fassung zu gewinnen und zündete mit vor Erregung bebenden Händen eine neue Pfeife an.

Gleich darauf standen die beiden jungen Mädchen mit verschleierten Mienen und ratlosen Blicken vor ihm.

Herr Gehrmann musterte sie ein Weilchen mit zornigen Augen. Dann begann er einen weit ausholenden Vortrag über das Verwerfliche des Uebermuts und die Verwischung der gesellschaftlichen Grenzlinien. —

Aus dem Tierleben.

— SÄEN die Ernte-Ameisen Getreide aus? Auf Grund älterer Angaben ist in viele neuere Werke die Behauptung übergegangen, daß die amerikanischen Ernte-Ameisen den sogenannten Ameisen-Reis, dessen Samen sie vorzugsweise einsammeln, förmlich ansäen und kultivieren. Bei Beschreibung einer neuen Art dieser Ameisengattung (Pogonomyrmex) im Februarheft des "American Naturalist" tritt Prof. W. M. Wheeler diesen Angaben entgegen. Wenn man die Nester dieser Arten in der feuchten Jahreszeit unter Beobachtung nehme, so sehe man häufig die Arbeiter ihre Sämereien aus den unterirdischen Magazinen emporschaffen und in Häufchen zum Trocknen an der Luft ausbreiten, um sie am Keimen zu hindern. Damit geschehe es dann, daß ein und das andre Korn Wurzel schlägt, und darum wachse immer wieder Ameisen-Reis in der Umgebung der Nester. Darum aber „zu behaupten, daß die Ameise gleich einem vorausförenden Landmann dieses Getreide ansäe, bewache und von Unkraut frei jäte, um sein Korn zu gewinnen, das ist ebenso absurd, als wenn man sagen wolle, der Koch habe einen Obstgarten gepflanzt, wenn einige der von ihm auf den Hof geworfenen Pfirsichkerne zu jungen Bäumen aufwachsen," sagt Wheeler. —

(„Prometheus.")

Technisches.

am. Fortschritte im Bereiche der Telegraphie. In letzter Zeit sind beim Münchener Telegraphenamt einige Einrichtungen getroffen, wie sie bis dato in gleicher Vollkommenheit von keinem noch so vorgeschrittenen Staate der Welt eingeführt sind. Es betrifft zunächst die telegraphische Bekanntgabe der Normalzeit (mittelenropäische) und mit ihr verbundenen Verständigung der meteorologischen Berichte an alle bahrischen Post- und Telegraphenstationen mittels eines einzigen Apparates. Letzterer präsentiert sich zunächst als Glashütter Normaluhr, welche durch ingenieure Verbesserungen zu höchster Vollkommenheit durchgebildet wurde. Sie ist derart genau gearbeitet, daß sich ihre Zeit von derjenigen der Sternwarte höchst selten nur um $\frac{1}{3}$ Sekunde unterscheidet. Zur Erhöhung ihrer Präcision wird sie wöchentlich an einem bestimmten Tage Schlag 10 Uhr aufgezogen. Diese Normaluhr ist in telegraphischer Verbindung mit der Münchener Sternwarte und hebt jeden Tag 2 Minuten vor 3 Uhr Nachmittags aus. Eine automatische Vorrichtung teilt dieses Ausheben einem Apparat mit, der alle Post- und Telegraphenstationen Bayerns durch wiederholtes Telegraphieren des Zeichens M. E. Z. (mittelenrop. Einheitszeit) auf dem Streifen der angehängten Morseapparate verständigt, daß alsbald die Normalzeit 3 Uhr zu erwarten steht. Dieses Zeichen gilt für alle an den Apparaten stehenden Beamten, um ihren ständigen Dienst auf etliche Minuten zu sistieren. Auf dem Papierstreifen erscheint ein Strich, der plötzlich unterbrochen wird, wenn die Normalzeit,

3 Uhr, durch die Sternwarte festgesetzt wurde. Hiernach sind die Beamten verpflichtet, die Uhren exakt nach der Normalzeit zu richten. An dieses Signal anschließend, setzt ein Beamter des Münchener Telegraphenamts auf demselben Apparate einen Generaltaster in Bewegung, der durch Telegraphieren des Buchstabens W den sämtlichen angeschlossenen Stationen bekannt giebt, daß jetzt der Wetterbericht für kommende Tage folgt, der kurz vorher von der meteorologischen Station telephonisch an das Münchener Telegraphenamt mitgeteilt wurde. Es wird also auf einmal allen Stationen des ganzen Landes die Wetterprognose zugestellt, die dann auf eigne Formulare geschrieben und an öffentlichen Plätzen ausgehängt wird.

Daß diese bis jetzt einzig dastehende Blitznachricht für den Landwirt von großer Bedeutung ist, braucht wohl nicht besonders betont zu werden, weshalb auch der deutsche Landwirtschaftsrat eine bezügliche Anregung an das Reichspostamt sandte, damit in ganz Deutschland solche meteorologische Nachrichten eingeführt würden. Neben dieser Einrichtung muß auch noch derjenigen gedacht werden, mittels welcher es von München aus möglich ist, durch eine sogenannte Messung zu bestimmen, wo Fehler in den Kabel- und Drahtleitungen entstanden und zwar auf Entfernungen bis nach Frankreich, Italien usw. —

Humoristisches.

— Ein Gleichiger: Zu 'nem Bild gehören drei Leut'. Einer, der's malt, einer, der's benennt, und einer, der's kauft. Na, benennen thut meine Bilder mein Freund, der Philosoph. Kaufen thut sie mein Schwiegervater. Wenn ich jetzt nur noch einen fänd', der sie malen wölk'! —

— Im Restaurant. "Hier, Kellner, nehmen Sie das Beefsteak zurück, es ist ja vollständig ungenießbar."

"Bedauere sehr, mein Herr, das kann ich nicht zurücknehmen, Sie haben es ja ganz verbogen." —

— O weh! A.: "Kennen Sie den Assessor Behrens?"

B.: "O ja, sehr gut, das ist doch der mit dem Affengesicht, was ist denn mit dem?"

A.: "Ach, ich wollte nur sagen, daß Sie dem fürchtbar ähnlich sehen!" —

(„Lustige Blätter.")

Notizen.

— Die mittelhochdeutsche Liederhandschrift der Universität Jena, die eine der wichtigsten Quellen für das Studium der Musik des Mittelalters bildet, wird demnächst in einer wohlfeilen Ausgabe erscheinen. Sie enthält mit Ausnahme eines älteren Liedes nur Gefänge aus der zweiten Hälfte des 13. und aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Die Gesangsweisen sind nach altem Notensystem beigezeichnet. —

— Maxim Gorki hat ein neues Drama vollendet, das den Titel "Nachtsyl" führt. —

— Das "Bunte Theater" veranstaltet in der neuen Saison an den Sountagnachmittagen Volksvorstellungen. Den Anfang wird voraussichtlich "Der eingebildete Kranke" von Moliere machen; Marcell Salzer wird die Hauptrolle spielen. —

— Gorkis Schauspiel "Die Kleinbürger" geht schon am 2. September im Lessing-Theater in Scene. —

— Trockene und regenreiche Jahre. Der Meteorologe J. Hann in Wien hat unlängst der dortigen Akademie der Wissenschaften eine wichtige Abhandlung überreicht, in der er die Regenverhältnisse zu Padua seit 1725, zu Mailand seit 1764 und zu Klagenfurt seit 1813 genau untersucht. Er kommt zu dem Ergebnis, daß sich in diesen Regenverhältnissen eine deutliche Periode von 35 Jahren zeigt, während deren trodene und nasse Jahre mit einander abwechseln, folgendes waren nach Professor Hann trodene Jahre: 1753, 1788, 1823, 1859, 1893, die nassen Perioden gipfelten dagegen in den Jahren 1738, 1773, 1808, 1843, 1878. Hiernach würde das Maximum der nächsten nassen Periode auf 1913 und das der trodeneren auf 1928 fallen. Dieser Wechsel steht in völliger Uebereinstimmung mit der vom Professor Brückner nachgewiesenen Klima-Periode von 35 Jahren. —

— Die Kreuzotter als Nesträuber. Ihre heimische Giftschlange, die Kreuzotter, wird bekanntlich gelegentlich auch den Singvögeln gefährlich. Ein Plauenscher Lehrer schreibt dem Vogtländischen Volksblatt: "Auf einem meiner Spaziergänge kam ich neben einer mit niedrigem Gebüsch und Strauchwerk bewachsenen Heide vorbei. Da bemerkte ich, wie ein Vogel paar eine Stelle ängstlich flatternd umkreiste und dabei Klage töne vernahmen ließ. Ich ging auf den Ort zu, und was sah ich? Eine Kreuzotter suchte durch Wisse ein bereits blutendes Vögeln, das sie jedenfalls aus dem in einer kleinen Höhlung befindlichen Neste gerissen hatte, zu töten. Einige gutgezielte Stoßschläge machten der Viper den Gar aus. Nach wenigen Augenblicken war aber auch das Vögeln tot, das Schlangengift hatte sein Ende herbeigeführt. —

— Pantoffel aus Papier stellt, der "Technischen Rundschau" zufolge, eine Dessauer Firma her. Diese Papierpantoffel lassen sich namentlich für Hotelwirte empfehlen, die fortan den Reisenden mit dem Zimmer auch eine bequeme Fußbekleidung zur Verfügung stellen können. —